

Ilja Leonard Pfeijffer

Grand Hotel Europa

Aus dem Niederländischen von Ira Wilhelm

ISBN: 978-3-492-07011-9

Erscheint am: 05.10.2020

© Piper Verlag

Leseprobe

Ilja Leonard Pfeijffer, *Grand Hotel Europa*

Der erste Mensch, den ich nach längerer Zeit sprach, war, abgesehen vom mürrischen Taxifahrer, mit dem ich am Anfang und Ende der Fahrt einige knappe Worte gewechselt hatte, ein magerer, dunkler junger Mann in der nostalgischen roten Livree eines Piccolo. Schon von Weitem sah ich ihn, während das Taxi zwischen den Platanen knirschend auf das Ende der langen Kies-Auffahrt zufuhr, auf den von korinthischen Säulen eingerahmten Marmorstufen der Freitreppe zum Eingangsportal sitzen, über dem in Goldbuchstaben der Name *Grand Hotel Europa* stand. Er rauchte seine Zigarette zu Ende und erhob sich, um mir mit dem Gepäck zu helfen. Weil es mir leidtat, dass meine Ankunft seine Zigarettenpause gestört hatte, sagte ich zu ihm, dass mein Gepäck warten könne, ich habe eine lange Reise hinter mir und verspüre ebenfalls das Bedürfnis nach einer Zigarette, was nur den Tatsachen entsprach. Ich bot ihm aus dem hellblauen Päckchen eine von meinen Gauloises Brunnes ohne Filter an und gab ihm mit meinem *solid-brass*-Zippo Feuer. Auf seinem Käppi stand aus Goldfaden gestickt *Grand Hotel Europa*.

Wir setzten uns. Nach ein paar Minuten, die wir schweigend und rauchend nebeneinander auf der Treppe zum Eingang des einst glanzvollen Hotels verbrachten, in dem ich mich in nächster Zeit einquartieren wollte, sprach er mich an.

„Verzeihen Sie, dass ich meine Neugier so wenig zu zügeln vermag“, sagte er, „aber dürfte ich mich danach erkundigen, wo Sie herkommen?“

Ich blies meinen Rauch Richtung Staubwolke, die das Taxi als Erinnerung zurückgelassen hatte, dort, wo die Auffahrt endete und der Wald begann.

„Auf diese Fragen gibt es mehrere Antworten“, sagte ich.

„Ich würde sie gerne alle hören. Aber wenn es Ihre Zeit zu sehr beansprucht, bin ich auch mit der schönsten Antwort zufrieden.“

„In erster Linie hoffe ich, hier ausreichend Zeit für Antworten zu finden.“

„Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich Sie bei diesem wichtigen Vorhaben störe. Ich muss lernen, dass ich die Gäste mit meiner Neugier belästige. Das sagt jedenfalls Herr Montebello immer.“

„Wer ist Herr Montebello?“, fragte ich.

„Mein Chef.“

„Der Concierge?“

„Er hasst das Wort, obwohl ihm die Etymologie gefällt. Er hat mir erklärt, dass es sich von ‚Comte des cierges‘ ableitet, das heißt: Graf der Kerzen. So gut wie alles, was ich weiß, habe ich von Herrn Montebello gelernt. Er ist wie ein Vater für mich.“

„Wie will er denn genannt werden?“

„Maître d’hôtel. Aber noch lieber ist ihm der Titel Majordomus, weil er das lateinische Wort für ‚Haus‘ beinhaltet. Er sagt, es ist unser wichtigstes Ziel, dafür zu sorgen, dass unsere Gäste vergessen, welchen Ort sie ihr Zuhause genannt haben, bevor sie zu uns kommen.“

„Venedig“, sagte ich.

Während ich den Namen der Stadt aussprach, fiel mir etwas Zigarettenasche auf die Hose. Der Piccolo sah es, und bevor ich Einspruch erheben konnte, hatte er bereits die weißen Handschuhe ausgezogen und klopfte mir mit größter Beflissenheit das Hosenbein ab. Seine Hände waren mager und dunkel.

„Dankeschön.“

„Was ist Venedig?“

„Der Ort, den ich mein Zuhause genannt habe, bevor ich herkam, und die schönste Antwort auf deine eben gestellte Frage.“

Jedes Mal, wenn man in Venedig ankommt, ist es, als wäre es das erste Mal. Obwohl ich schon oft in Venedig gewesen war und auf Abendempfangen bisweilen die klangvollen Namen von Tizian und Tintoretto fallen ließ, obwohl ich, während der feuerrote Hochgeschwindigkeitszug, der mich über die Landverbindung von Mestre in die alte Stadt trug, zum Bremsen ansetzte, routiniert die Zeitung las und obwohl ich mir vorgenommen hatte, meine Ankunft in der Stadt unter pragmatischen Gesichtspunkten zu betrachten und mögliche Gemütsregungen aufzuschieben, bis ich mich ganz dort niedergelassen hatte, verschlug es mir, als ich aus dem Bahnhofsgebäude trat und sich das fragile Klischee der Stadt arglos und wie unschuldig vor mir entfaltete, für einen Moment den Atem. Venedig lächelte mich an wie eine Geliebte, die auf mich gewartet hatte. In den Jahrhunderten, die sie geduldig aus dem Fenster gestarrt hatte, war sie schön und ruhig geworden. Ihre Juwelen klimperten, als sie ihre sanften, warmen Arme für die langersehnte Umarmung öffnete, die Schicksal und Endzweck zugleich war. Sie kicherte leise, da endlich alles so war, wie es die Logik verlangte. Falls sie etwas von einer Ewigkeit flüsterte, so wusste

sie genau, wovon sie sprach. Sie hatte ausreichend Kleider für die vielen Feste, die es nun zu feiern gab.

Man kann in keiner schöneren Stadt ankommen als Venedig, wenn eine Geliebte auf einen wartet. Clio war vorausgereist. Wir hatten die Aufgaben verteilt. Ich lieferte unsere alten Wohnungen besenrein ab und erledigte die Formalitäten mit den Vermietern, sie fuhr nach Venedig, um unser neues Zuhause vorzubereiten und die Möbelpacker zu empfangen. Wir besaßen nicht viel. Einzig Clios Bücher stapelten sich in Vielzahl. Ich hatte bereits früher gewitzelt, dass sie einen schweren Beruf habe. Und auch der Witz, dass kunsthistorische Studien immer so ge-wichtig sind, war nicht neu. Dennoch, so verkündete sie mir am Telefon, sei der Umzug gut verlaufen. Sie habe bereits mit dem Auspacken der Kartons begonnen. Sie warte auf mich. Sie liebe mich.

Irgendwo hinter den verführerisch dreinblickenden Häusern im seufzerreichen Prunkgrab dieser Stadt musste es eine Straße namens Calle Nuova Sant'Agnese geben. Ich brauchte nur diese Straße zu finden, um Clio zu finden, in einem Umzugs-T-Shirt und einer Jogginghose, das lange, dunkle Haar zu einem praktischen Knoten geschlungen und auf der Nase vielleicht einen Farbkleck, ganz so wie in einer Immobilienreklame. Junge Pärchen inmitten von Umzugskartons in einem Haus, wo immer die Sonne scheint und das Leben erst noch beginnen muss. Und am Abend wird sie dann ihr Ballkleid anziehen und wir rauschen Hand in Hand über Plätze, durch Gassen und an schwarzen Kanälen vorbei den neuen Abenteuern entgegen und bereichern die klangvolle Historie, die der Stadt wie eine Wasserflut bis zum Halse reicht, um eine glamouröse Geschichte.

Ich will es mir nicht zur Gewohnheit machen, aber eine Offensichtlichkeit muss ich notieren, weil sie mich so sehr belustigte, dass ich sie nicht unterschlagen möchte: Ich hatte Clio wie immer unterschätzt. Als sie mir nach meinem langen Fußmarsch die Tür öffnete, trug sie, als hätte sie geahnt, dass dieser Moment auch ihr erster Auftritt in meinem Buch sein würde, weder Umzugs-T-Shirt noch Jogginghose, dafür aber mit der Sicherheit einer Frau, die einen Auftritt zu inszenieren wusste, ein spektakulär kurzes schwarzes Elsa-Schiaparelli-Kleid mit einem Strassblüten-Besatz und einem frivolen, weißen Raffia-Kragen, dazu schwarze, offene, hochhackige Schuhe von Fendi und lange Gucci-Ohringe. Sie war, wie gewöhnlich, kaum oder gar nicht geschminkt, hatte zur Feier des Tages jedoch einen knallroten Lippenstift aufgetragen.

„Das Kleid rutschte plötzlich aus einem der Umzugskartons“, sagte sie, meinem Blick folgend.
„Ich hatte ganz vergessen, dass ich es besitze. Gefällt es dir? Es ist schon so lange aus der Mode, dass es meiner Meinung nach schon wieder modern ist. Melancholie ist im Moment ziemlich angesagt. Die Vergangenheit kommt wieder in Mode. Willkommen in Venedig, Ilja. Du hast mir gefehlt.“

Sie fiel mir um den Hals wie eine Schauspielerin, die eine Kamera auf sich gerichtet fühlt, stellte sich auf die Zehenspitzen, knickte ein Bein fotogen nach hinten ab und küsste mich auf den Mund.

„Steht dir gut“, sagte sie.

„Was?“

„Lippenstift. Komm. Wir feiern, dass du da bist. Die Wohnung werde ich dir später zeigen. Lass uns erst was trinken.“

„Wo willst du hin?“

„Zur Piazza San Marco natürlich.“

Wir gingen zum Caffè Lavena und setzten uns an einen der Tische auf dem Platz. Wer sich im Namen der Nostalgie betrügen lassen möchte, kann auch ins Florian oder Quadri gehen, denn auch dort ist einem die stilgerechte touristische Ausbeutung eines klangvollen Namens und einer eleganten Vergangenheit gewiss. Das war es auch, was uns hierher geführt hatte, und natürlich auch die romantische Verblendung, wir könnten hier unseren neuen Wohnsitz Venedig durch die Augen der berühmten, früheren Besucher betrachten. Stendhal, Lord Byron, Alexandre Dumas, Richard Wagner, Marcel Proust, Gustav Mahler, Thomas Mann, Ernest Hemingway, Rainer Maria Rilke hatten auf diesem Platz gesessen und sein Bild bekannt gemacht.

„Was hältst du von unserer neuen Stadt?“, erkundigte sich Clio. „Wenn ‚neu‘ überhaupt das richtige Wort ist.“

Ich schaute mich um. Die strengen Fassaden mit den Arkaden lenkten den Blick mit majestätischer Kraft zur Basilika von San Marco hin, die mit ihren Kuppeln und Kurven einen kugligen und fast außerirdischen Kontrast zur weltlichen Machtprotzerei des Platzes formte. Der überproportionierte Glockenturm aus rotem Backstein mit der weißen Marmorumfassung und dem grünem Spitzdach bildete durch seine asymmetrische Lage einen lächerlichen, aber doch kraftvollen und eleganten Kontrapunkt zum nüchternen Platz. Hinter dem Turm lag verborgen der zweite Teil des Platzes mit dem märchenhaften

Dogenpalast, dessen bulliger mittelalterlicher Oberbau auf den beiden fragilen, durchbrochen gearbeiteten unteren Stockwerken zu schweben schien. Vor ihm standen die beiden Säulen, hinter welchen das Pflaster ohne Abgrenzung, Zaun, Verkehrsschild oder Warnung in die Gewässer des Canal Grande, der Lagune und schließlich ins offene Meer übergang. Der Kellner balancierte ein silbernes Tablett auf den Fingerspitzen seiner behandschuhten Hand. Tauben schlossen Freundschaft mit Touristen.

„Die Stadt ist eine perfekte Kulisse für dich“, sagte ich.

„Was meinst du damit? Sehe ich alt aus?“

„Ich meine damit, dass der goldene Rahmen dich noch schöner macht.“

„Ich finde Venedig hat was Trauriges! Obwohl der Markusplatz, objektiv betrachtet, ziemlich voll ist, macht er einen einsamen und verlassen Eindruck. Er ist wie geistesabwesend. Die Helden von früher sind weg, Geschichte wird woanders geschrieben, der Weltzirkus ist weitergewandert. Nur der Platz ist noch da, und weiß nicht warum. Er scheint auf etwas zu warten, findest du nicht auch?“

„Er hat auf uns gewartet“, sagte ich. „Jetzt kann die Geschichte beginnen.“

„Eine Geschichte mit Happy End?“

„Schöne Geschichten enden nie happy. Also können wir auch nichts falsch machen. Entweder wir erleben eine schöne Geschichte, oder wir leben glücklich und zufrieden bis ans Ende unserer Tage.“

„Passiert das erste, will ich, dass du die Geschichte aufschreibst, und kein anderer.“

„Ich verspreche dir, dass ich erst über dich schreibe, wenn ich dich tragisch betrauern muss.“
Und an dieses Versprechen habe ich mich gehalten.